



*G. K. Ruediger*

# Auf sanften Sohlen

*Geschichten von außergewöhnlichen  
Freundschaften*

*Lindemanns*







*in Memoriam Günther*

*G. K. Ruediger*, unter diesem Pseudonym publiziert der 1949 in Karlsruhe geborene Rüdiger K. Herrscher seit 2021 bei Lindemanns. Nach dem Studium der Germanistik, Geschichte, Politikwissenschaften und Psychologie war er als Gymnasiallehrer, in der Lehrerfortbildung sowie einige Jahre an einer Schulpsychologischen Beratungsstelle tätig, ehe er zunächst die Schulleiterstelle am Melanchthon- Gymnasium Bretten und danach am Hermann-Hesse-Gymnasium Calw übernahm. Neben seiner Tätigkeit als Coach für Kinder und Jugendliche sowie Mediator und Mediatoren-Ausbilder arbeitete er viele Jahre als Fachjournalist und freier Schriftsteller für verschiedene Verlage. Neben zahlreichen Sachbüchern und Fachaufsätzen veröffentlichte er Kurzgeschichten und Gedichte in Sammlungen und Anthologien. Der Autor ist verheiratet und hat zwei erwachsene Töchter. 2021 veröffentlichte er bei Lindemanns „Morsezeichen aus der Einsamkeit. Geschichten vom Alleinleben“, 2022 „Kranichschwingen. Wege aus der Einsamkeit“.

G. K. Ruediger

# Auf sanften Sohlen

*Geschichten  
von außergewöhnlichen  
Freundschaften*

Lindemanns

*Alle Personen, Ereignisse und Orte  
dieser Erzählungen sind frei erfunden.  
Ähnlichkeiten mit noch lebenden Personen,  
Orten oder Geschehnissen wären zufällig.*

Findeltazten

*9*

Bye, Matilda!

*83*

Scheunenzuflucht

*91*

Canale Grande

*107*

Wildes und Gezähmtes

*121*

Höllenhund

*133*



# Vorweg

Manchmal braucht es einen Menschen. Das Lächeln, das ermunternde, freundliche Wort, ein winziges Hilfesignal, damit ein Mitmensch sich dazu aufraffen kann, einen eingeschlagenen Lebensweg, einen ausgetretenen Pfad zu verlassen und etwas völlig Neues zu versuchen, sein Leben neu zu denken und zu gestalten. Ein individuell erdachtes Glück zu suchen, den Fluss zu durchqueren, um an neuen Herausforderungen zu wachsen.

Mitunter jedoch genügt dem oder der Zivilisationsgeschädigten, dem respektive der unter dem, was viele unter „modern life“ verstehen, zunehmend Leidenden, wenn er oder sie auf tierischen Beistand trifft, der ihn oder sie aus seinem, ihrem Alltagstrott reißt und ihm oder ihr neuen Antrieb zum Verlassen des Gewohnten verleiht.

Seit Urzeiten sind Tiere durch gezielte Domestikation zu Menschenbegleitern mutiert, und häufig wird noch immer deren Einfühlungsvermögen, deren Verstehens- und Kommunikationsfähigkeit unterschätzt. Tierische Begleiter sind kein Ersatz für menschliche, doch sie können sich, je nach Situation, als genauso wertvoll bei der Suche nach einem neuen, erfüllenden Sinn erweisen. Dass vierpfötige, vierbeinige Begleiter Zuwendung aufbringen, ist dem Interessierten nichts Neues. Sie können wertvolle Begleiter auf dem Weg zu neuen Ufern sein, beim Überqueren des Flusses vom einen ans andere Ufer helfen. Auf sanften Sohlen den richtigen Weg weisen.



# Findeltatzen

Von der tiefer gelegenen Straße aus wirkte das Haus in der Morgensonne dieses kaum bewölkten Maitages wesentlich kleiner, unscheinbarer und noch abweisender als in der doch ziemlich verblassten, weit hinter den primären Gedächtnisregistern abgelegten Erinnerung. Fast schäbig konnte man dieses einst sicher stattlich wirkende Gebäude nennen, wenn man die vor altem, eingefressenem braunen Schmutz und dem sich wie ein Leichentuch darüberlegenden aktuellen gelben Blütenstaub starrenden Fenster betrachtete, von deren einstmals glänzenden Holzrahmen die allerletzten Reste blauer Farbe bröckelten. Der vor dem Häuschen und seitlich davon angelegte, früher vor Blüten wohl nur so strotzende Garten war zu einem regelrechten Urwald entartet, überwuchert von bei Biotop-Freaks beliebten Brennnesseln, Haselbüschen und fast mannshohem Hartriegel. Lediglich das offensichtlich vor ein paar Jahren neu eingedeckte Dach erweckte bei näherem Hinsehen einen einigermaßen soliden, vertrauenerweckenden Eindruck, dass man nicht fürchten musste, vom in sich zusammenstürzenden Gebälk beim Betreten erschlagen zu werden.

Jolanthe atmete noch einmal tief durch, ehe sie die Tür ihres in der Zufahrt abgestellten Leihwagens verriegelte und sich durch den grünen Dschungel ihren Weg zum einstmals belebten Bauernhäuschen bahnte. Der Schlüssel, den der Notar ihr ausgehändigt hatte, passte ins von Flugrost befallene Schloss. Tante Ursulas Bauernhaus öffnete sich seiner neuen Besitzerin

zum geräumigen, mit allerlei Kisten und Kartons ziemlich zugepfropften Flur hin. Noch immer hingen die zahllosen Geweihe an der Wand, Überbleibsel des Nimrod-Großvaters Ferdinand, der es nach jedem erfolgreichen Jagdzug liebte, seine Beute stolz zur Schau zu stellen. Noch immer kann die Eingetretene den früher wesentlich intensiveren Duft nach Ziegenstall wahrnehmen, der über viele Jahre, bis zur endgültigen Aufgabe der Ziegenzucht, mit Tantes Gummistiefeln im gefliesten Flur wie mit dem Sprühflakon eines Parfümzerstäubers ausgebracht und ständig erneuert worden war.

Die massive Eichentür zur großen Wohnküche öffnet sich knarrend, als sie etwas kräftiger gegen die anfängliche Blockade drückt. Sie fühlt sich in ein Museum versetzt. Alles steht noch wie früher an seinem Platz, alles riecht wie früher. Der alte, Holz beheizte Malag-Herd, der große Eichentisch, der noch immer die massive Eckbank nahezu erdrückt, die von Hand gedrechselten Buchenstühle, der Schaukelstuhl in der Ecke unter dem Tellerbord, das Kreuz in der Ecke über der Jugendstil-Anrichte, daneben das schon etwas durchgelegene geblümete Sofa. Der fast durchsichtig abgeschabte alte Wollteppich, einst in Eigenarbeit an langen Winterabenden geknüpft, verhüllt sich wie alles andere unter einer fast Zentimeter dicken Staubschicht. Lediglich der Gekreuzigte aus Elfenbein wirkt auf den ersten Blick vollkommen staubfrei. Ein Omen?

Hier müsste sie zuerst mit ihrem Vorhaben starten, zunächst die Wohnküche gründlich säubern, damit sie in diesem unverfügbaren Raum für die erste Nacht ihre Klappliege aus dem Kofferraum aufschlagen kann. An Duschen wird angesichts des steinzeitlich wirkenden kleinen Bades, das unmittelbar an die Wohnküche angrenzt, wohl nicht zu denken sein: Holzbadeofen aus den Dreißigern, Blechwanne, Waschbecken, Kloschüssel. Unter diesen Umständen muss eine kalte Katzenwäsche im steinernen Spülbecken vorerst genügen. Die Räumlichkeiten

im Obergeschoss konnten warten. Bis der Makler zum verabredeten Ortstermin käme, blieben ihr noch einige Tage.

Vor der Haustür, auf dem Weg zum Auto, fühlt sie mit dem ersten Atemzug an der frischen Schwarzwaldluft zum ersten Mal nach langer Zeit wieder das Bedrängende, Einengende, das sie drinnen wie eine fette räuberische Spinne befallen und sich ihr auf den Brustkorb gelegt hat. Hier könnte sie auf keinen Fall länger als die paar eingeplanten Tage bleiben, auch wenn der Blick ins postkarten-idyllische Tal durchaus zum Verweilen reizte. Ihre beiden Hartschalenkoffer, Liege und Schlafsack deponiert sie vor dem Eingang unter dem für die Region typischen ausladenden Dachvorbau, füllt den vorgefundenen Putzeimer mit einem kräftigen Reinigungsmittel und kaltem Wasser, schrubbt Wände und Böden, bis ihr der Schweiß in Strömen über Rücken und Bauch läuft. Die nach hinten gesteckten schwarzen Haare lösen sich strähnchenweise, hängen ihr ins verschwitzte Gesicht. Immer wieder versucht sie vergeblich, diese durch kräftiges Pusten zurück an den ihnen zugewiesenen Platz hinter der Ohrmuschel zu kommandieren, weil sie ihre in gelben Haushaltshandschuhen steckenden Hände dazu nicht nutzen kann.

Drei Stunden später blitzen Flur, Wohnküche und das dazu gehörende Mini-Bad mit seinen antiken Delfter Fliesen blitzblank, so dass sie erst einmal eine Pause einlegen darf. Sie feuert den Küchenherd an, setzt Wasser in Ursulas altem Kupferkessel auf, um sich mittels der im Supermarkt im Tal eingekauften Earl Grey-Teebeutel einen Pausentee zuzubereiten. Sie wechselt die nass geschwitzte Bluse, in welcher auch noch die unausweichlichen Ausdünstungen eines Acht-Stunden-Fluges hängen, gegen ein frisches T-Shirt aus dem grauen Koffer, genießt danach den durch das weiche Wasser wundervoll aromatisierten Tee, sitzt zum ersten Mal entspannt auf der blitzblanken Eckbank und fühlt die seit ihrem Abflug in Boston in

den Knochen steckende bleierne Müdigkeit. Kurz entschlossen wirft sie ihren ausgebreiteten Schlafsack über die im Garten ausgeklopften Sitzkissen des altersschwachen Sofas und ist trotz der sperrangelweit geöffneten Türen in Sekundenschnelle tief und traumlos eingeschlafen.

Ein Schlag wie von einer der in den regionalen Sagen vorkommenden Urgewalten weckt sie abrupt. Draußen zieht eines der für die Jahreszeit nicht untypischen heftigen Gewitter auf. Grelle, neongelbe Blitze und gewaltige Donnerschläge wetteifern um die beeindruckendste Performance am Himmel, ganz so, als ob sie alle Trash-Fernsehsender zum abendlichen Seriendreh erwarteten. Jolanthe benötigt einen Moment, bis sie sich wieder orientieren kann, wieder erinnert, wo sie sich befindet. Die alten Fensterläden klappern unter dem böiger bläsenden Wind, die offenen Fenster schlagen bedrohlich für die altersschwachen Scheiben gegen die ausgetrockneten Rahmen, die offen stehende Haustür ächzt unter dem Druck der Luftmassen. Blitzartig wird der schlagartig Hellwachen bewusst, dass am Fahrzeug alle Fenster geöffnet sind. Sie muss trotz des jetzt kräftig einsetzenden Regens schnellstens nach draußen, nachdem wenigstens das Schiebedach per Klick auf die Fernbedienung geschlossen ist, wenn sie wegen der offenen Fenster am Pkw völlig durchweichte Sitze im Mietwagen vermeiden will.

Sie schlüpft in ihre Sneakers, rennt zur Scheune, öffnet das in seinen Angeln wie gequält quietschende, aber erstaunlich stabile alte Scheunentor, legt in Rekordtempo die kurze Strecke bis zum Golf zurück und kurvt diesen über den jetzt bereits nassen Schotterweg der Hofzufahrt ins Trockene ihrer Behelfsgarage, wo sie den Motor abstellt und das Fahrzeug auf mögliche Wasserschäden im Innern untersucht. Bis auf ein paar schnell trocknende Regenspritzer hat das Fahrzeuginnere nichts abbekommen, doch der Weg zum Haus führt jetzt durch Regengüsse

wie aus Kübeln. Sie wartet einen Moment ab, sieht sich nach einem möglicherweise als Behelfsumhang dienenden Stück Sackleinen oder einer alten Folie gegen den vom jetzt fast nachtschwarz verdunkelten Himmel herabrauschenden Regen um, als sie ein klägliches Fiepen vernimmt. Sie kann in der von der steinzeitlichen Sicherheitslampe mit der 40 Watt-Glühbirne nur spärlich beleuchteten Scheune kaum die Hand vor Augen sehen, vernimmt jedoch das klägliche Miauen einer Katze, keine zwei Meter von sich entfernt.

Im Lichtschein ihres Smartphones, das nur noch wenig Akkuladung hat, entdeckt sie hinter den völlig eingestaubten, mit Spinnweben überzogenen alten Heuballen die um Hilfe jammernde weiße Katze mit den strahlend blauen Augen. Noch ehe ihr Blick auf deren blutige linke Vorderpfote fällt, hört sie erneut diese fast zarten, ängstlichen Rufe von oben. Dort muss demnach mindestens eine weitere Katze sein, vielleicht ebenso verletzt, und kurz entschlossen klettert sie trotz der erdrückenden Dunkelheit dort oben die alte, an der Wand verankerte, senkrecht nach oben führende Holzleiter empor, die unter ihren kaum sechzig Kilo bedrohlich ächzt.

Oben herrscht ein wüstes Durcheinander aus übereinander gestürzten und völlig verstaubten, teilweise mit gigantischen Spinnweben bedeckten Stroh- und Heuballen. Im letzten Licht ihres Smartphones erkennt sie die Ursache dieser anrührenden Fiep-Geräusche. Drei, nein vier winzige Katzenwelpen, höchstens zwei, drei Wochen alt, wie sie an den noch nicht lange geöffneten Äuglein unschwer zu erkennen glaubt, suchen offensichtlich nach ihrer Mutter. Ganz offensichtlich ist die verletzte Weiße unten am Scheunenboden die lange vermisste Nahrungsquelle. Kurz entschlossen packt sie alle vier nacheinander unter ihr hastig in die Hose gestopftes T-Shirt: Ein weißer, zwei schwarze und ein in diesem diffusen Licht undefinierbarer weiterer dunkler Welpen treten mit ihr den Abstieg zur

rettenden Milchquelle an, auf die sich die vier, kaum ausgepackt, gierig stürzen.

Während die zarten Kleinen den Bauch der trotz ihrer Verletzung willigen Mutterkatze bearbeiten, untersucht Jolanthe die blutige Tatze. Dieses vor ihr liegende Tier muss in eine Falle geraten sein, die Pfote mit den blutigen Krallen hängt lediglich noch an ein paar Hautfetzen. Es ist ein Wunder, dass die jetzt trotz der offensichtlichen Schmerzen entspannt schnurrende, fürsorglich besorgte Katzenmutter nicht an dieser heftigen Wunde verblutet ist. Ein Blick auf ihre Armbanduhr zeigt der Ersthelferin, dass sie es vielleicht noch schaffen kann, am Spätnachmittag einen Tierarzt im nahen Freudenstadt aufzutreiben, um die Wunde dieser prächtigen Katze versorgen zu lassen. Sie entstaubt einen der herumliegenden Kartons, holt trotz des prasselnden Regens eiligst einige saubere weiße Betttücher aus Tante Ursulas massivem Eichenschrank im Obergeschoss des Hauses und legt diese als Unterlage in den Karton, packt dann Mutter und Kinder hinein und schafft sie trotz des noch immer heftigen Wolkenbruches zunächst einmal in den Hausflur. Sie bietet der Mutter in einem kleinen Glasschälchen aus Tante Ursulas Anrichte klares Wasser, welches die offensichtlich ziemlich Dehydrierte gierig leckt.

Während Jolanthe ihr Smartphone lädt, rubbelt sie sich mit einem der Küchenhandtücher halbwegs trocken, findet anschließend im Internet einen Tierarzt und meldet sich mit ihrer Notfallpatientin an. Die vier Welpen sollen die Mutterkatze ebenfalls für eine prophylaktische Untersuchung begleiten. Jolanthe kann nicht wissen, wie lange die Kleinen schon ohne Nahrung auskommen mussten, ob eventuell lebenssichernde Maßnahmen ergriffen werden müssten. Als ob das heftige Gewitter, das ebenso schnell wieder abzieht, wie es ins Tal gedrängt hat, alle sonstigen Gedanken, die ihr während der letzten vier Tage seit dem Notartermin durch den Kopf dröhnten

und alle im Lauf der zurückliegenden zwei Jahrzehnte mühselig aufgebauten Gefühlsdämme niederzuwalzen drohten, einfach weggespült hätte, plant sie zielsicher ihre nächsten Schritte. Mit der nun selbst gestellten Aufgabe als Ersthelferin, womöglich gar als Lebensretterin, rückt alles Vergangene, schmerzhaft zu Erinnernde weit hinab ins Dunkel des Unterbewussten oder Halbbewussten.

An die Reinigung des Obergeschosses verschwendet sie keinen Gedanken mehr, auch wenn ihr bewusst ist, dass in fünf Tagen der Makler vom renommierten Maklerbüro aus Offenburg auftauchen wird, der vorgeblich bereits einen holländischen Käufer für das idyllisch gelegene Anwesen weiß. All das muss jetzt zurückstehen, die in Not geratenen Samtpfoten rücken ganz oben auf ihre Prioritätenliste. Fast vergisst sie in ihrer Sorge, sich in trockene Kleidung zu hüllen, greift auf die Schnelle ein frisches T-Shirt aus dem Koffer sowie eine trockene Jeans.

Der freundliche, kompetente Tierarzt, hier wie in der Provinz üblich schon jenseits der Ruhestandsgrenze, sieht sich gezwungen, dem weißen Muttertier die beschädigte Pfote vollständig zu amputieren. In diesem besonderen Fall legt er am Abend vor dem Himmelfahrtstag gerne eine Sonderschicht ein. Er erklärt seiner neuen Klientin, dass man nach Abschluss der Wundbehandlung eine Prothese anbringen könne, doch dies werde nicht ganz billig. Die vier Jungkatzen, er schätzt sie auf zweieinhalb Lebenswochen, zeigen auf der Waage eindeutig Untergewicht, was Dr. Steg auf die vermutlich für geschätzte zwei Tage unterbrochene Milchlieferung zurückführt. Alle vier erhalten eine Aufbauspritze mit Vitaminen und einem Entzündungshemmer, Jolanthe darf eine spezielle Katzenmilch inklusive in der Packung enthaltener Nuckel-Flasche mitnehmen, so dass sie problemlos über den anstehenden Feiertag ihre Babys ausreichend mit Nahrung versorgen kann. Für die Katzenmutter

gibt ihr der fürsorgliche Arzt etliche Proben mit hochwertigem Energiefutter mit auf den Weg, dazu eine Flohkur für alle.

Auf dem Rückweg nach Hause – sie wundert sich über sich selbst, dass sie plötzlich in rhetorischen Kategorien wie „ihren Babys“ und „ihrem Zuhause“ denkt – fährt sie auf den Parkplatz des großen Einkaufszentrums, in welchem sie über die Internetrecherche eine Fachhandlung für Tierbedarf weiß. Sie deckt sich mit allem Erforderlichen ein: zwei Katzentoiletten, hinreichend Katzenstreu mit Klumpfähigkeit, Katzen-Vollnahrung für säugende Kätzinnen, Futternäpfen, einer weiteren Großpackung Babymilch und einer Vitaminpaste. Im Supermarkt auf derselben Etage besorgt sie sich angesichts der Entwicklung und dem daraus erwachsenden verlängerten Aufenthalt frisches Obst und Gemüse, Milch und Butter, Schafskäse und Sojawürstchen, Putzlappen und Reinigungsmittel. Ihre Rückbank und der Kofferraum sind jetzt völlig überladen, und beim Gedanken an ihr auf der Terrasse abgestelltes Gepäck überfallen sie die ersten Zweifel. Die Haustür hat sie ebenfalls nicht abgeschlossen, sie kann nur hoffen, dass die abgelegene Region nichts von ihrer einstigen Sicherheit eingebüßt hat.

Daheim setzt sie zuerst Mutter und Kinder im Karton im hinteren Teil des langen Flures ab, schneidet der dauerhaft gehbehinderten Mutter einen Eingang in die starke Pappe, damit diese nach dem Erwachen aus der Narkose trotz ihrer Beeinträchtigung das warme Nest verlassen kann. Jolanthe stellt die gefüllte Katzentoilette unmittelbar links neben der für Mutter und Kinder kuscheligen Behausung auf. Auf der rechten Seite findet sich dadurch ein Plätzchen für einen Satz der dreifach eingekauften Futter- und Wasserschüsseln aus Edelstahl, die unmittelbar gefüllt werden. Zum ersten Mal, seit der gewaltige Donner sie aus ihrem nachmittäglichen Dämmerzustand riss, gönnt sie sich eine Verschnaufpause, auch wenn die Kleinen bald eine Flasche benötigen werden. An ihrer Mutter dürfen

sie heute nicht mehr trinken, damit das im Körper noch nicht gänzlich ausgespülte Narkosemittel die Jungen nicht ins Land der ewigen Träume befördert. Sie holt sich eine Tasse ihres längst erkalteten Tees und setzt sich auf die alte handgeschnitzte Bank auf der vom Dachvorsprung überdachten Veranda, trinkt in kleinen Schlucken, lässt die Gedanken kommen.

Tief aus ihrem Innersten kommen sie, seit sie die Schleusen geöffnet und zum ersten Mal seit Langem wieder an ihr früheres Zuhause gedacht hat. Wie Türen in endlos aneinander gereihten Räumen eines gespenstisch ruhigen Herrenhauses öffnen sich ihr Zugänge zu längst Vergessenem, längst vernarbt Geglaubtem. Strahlend helle Bilder tauchen ungefragt auf, Bilder von Frühlingssonnenstrahlen über dem bunt blühenden Bauerngarten Ursulas, Bilder von emsig scharrenden Bielefelder Kennhühnern, von kräftig und dominant krähenden Hähnen, mit stolz geschwellter Brust über ihren Harem mit wild durcheinander wuselnden Küken wachend. Sonnenfrohe Bilder vom spähend kreisenden Milan, von zeternden Elstern und selig singenden Amselmännchen, vom Lockruf der Blaumeise, in welchen immer wieder vom nahen Hausteich das gedankenlose Geschnatter der Rouen-Enten einfällt wie ein Störfeuer feindlicher Artillerie. Über allem Tante Ursulas friedliches, freundliches, wohlwollend lächelndes Gesicht mit den haselnussbraunen Augen unter dunklen, buschigen und ungezupften Brauen, die ihr zugewandt spricht. Doch sie kann ihre Stimme nicht vernehmen. Lediglich ihr Lächeln bleibt.

Und urplötzlich öffnet sich eine weitere Tür, tief hinab in lange Verdrängtes, ins Dunkle. Die Gedanken kreisen, rotieren, führen stetig tiefer hinab ins Schwarze, als ob sie soeben eine Treppe ins Unbekannte ganz unten betreten hätte: Großvater Ferdinand drängt herauf, den Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Bart wie stets ungestutzt, mit kaltem Habichtsblick ein Lächeln hervorquälend. Sie spürt ihren Atem schneller werden,